

Das museale Lebensgefühl

oder: Kirche als Religionsmuseum

■ PETER PAUL KASPAR



Peter Paul Kaspar, Akademiker- und Künstlerseelsorger in Linz, Musiker und Buchautor, lehrt an der Anton Bruckner Universität Linz.

Der Blick zurück hat im Laufe der Kulturgeschichte einen merkwürdigen Wandel genommen. Wenn der Mensch der Antike zurückblickte, erzählte er Mythen von der Weltentstehung, von den Kämpfen, Lieben und Leiden der Götter, der Giganten und Helden grauer Vorzeit, von der Entstehung der Reiche und Städte. Auch die biblischen Ursprungsgeschichten folgen diesem Grundriss, Gott und Welt, Mensch und Politik in lange zurückreichenden Geschichten zu deuten. Mit dem Siegeszug des Monotheismus, mit höherer Bildung und aufgeklärtem Weltverständnis wurde der Blick zurück differenzierter. Man begann, mythisches und historisches Erzählen zu unterscheiden, die Bedeutung der Erzählungen wurde immer wichtiger – der Blick zurück fügte dem Erzählen das Forschen hinzu. Aus vielen Blicken setzte sich ein Bild zusammen: ein Weltbild, ein Menschenbild, zuletzt auch ein Bild von kosmischen Zusammenhängen jenseits der Götterwelt.

Göttersagen und Monotheismus

Gegen Ende des Mittelalters und in der Renaissance konnten sich die alten Göttersagen neben dem Eingottglauben noch durchaus behaupten. Und bis in die Zeit Goethes konnte man unbefangen von den Göttern sprechen, ohne deshalb den christlichen Monotheismus in Frage zu stellen. Ja, die gängige Rede in der antiken Mythensprache konnte sogar die Skepsis gegenüber dem christlich-kirchlichen Glaubensdiktat verbergen. Wer von den Göttern sprach oder dichtete, entkam damit der christentümlichen Sprachregelung.

Die Wiederentdeckung und Pflege der griechischen und römischen Mythen in der

humanistischen Bildung bei gleichzeitig christlichem Weltverständnis führte zu einer eigenartigen synkretistisch verdoppelten Weltsicht: Der Gebildete sah sich als Freund des Buches – in der einen Hand die Bibel, in der anderen seinen Homer haltend. Erst die Aufklärung wagte die Vermutung, dass es sich vielleicht mit dem Gott der Bibel ähnlich verhalte wie mit den Göttern der antiken Mythen. Das missverständliche Wort von der „Entmythologisierung der Bibel“ hat diese Spannung bis in unsere Tage erhalten. Erst die Säkularisierung der letzten Jahrzehnte hat die Grenzen zwischen „christlichen“ und „heidnischen“ Mythen soweit verwischt, dass viele Menschen die Kirchen ähnlich besuchen, wie sie in Museen gehen. (Häufig sogar despektierlicher: Denn eislutschend, zigarettenrauchend und handytelefonierend dürfte man ein Museum nicht betreten.)

Kirchen als Religionsmuseen

In der oberflächlich kulturkonsumistischen Art des heutzutage gern flanierenden Städtetouristen werden die Kirchen immer mehr zu dem, was sie wohl auch irgendwie sind: zu Religionsmuseen. Der Unterschied besteht wohl darin, dass darin auch noch das „aufgeführt“ wird, wofür man die Bauten einst errichtete: Gottesdienst. Doch nur ein geringer Teil der Besucher des Stephansdomes tut dort das, wofür er gebaut wurde.

Das museale Lebensgefühl, das uns immer wieder zum Blick in die Vergangenheit verführt, ist nur wenige Jahrhunderte alt. Denn erst der gebildete Adel erfreute sich an Kunst- und Wunderkammern, an Raritätenkabinetten und Bildergalerien. Erst die allgemeine Schulpflicht brachte auch

interessierte Bürger in die damals neugegründeten Museen, aber zugleich auch in die Theater, Bibliotheken, Opernhäuser und die Jugend in die Gymnasien, Konservatorien, Akademien und Universitäten. Erst jetzt trennte man deutlicher als zuvor die Mythen von der Historie, die Religions- von der Geschichtswissenschaft und die Dichtung vom wissenschaftlichen Text. Der Blick zurück hatte seine Professionalität gewonnen. Und seinen Ort. Der Blick in die Vergangenheit lehrte, die Gegenwart zu deuten. Nur wer weiß, woher er kommt, weiß auch, wer er ist. Hier war auch der Zweifel gut aufgehoben. Zuerst noch der Ketzerei verdächtig, späterhin aufgeklärt geduldet und zuletzt sogar als Methode der Wahrheitssuche geschätzt – hier trat der Zweifel seinen Siegeszug in der Geschichte forschenden Denkens an. „Woran man nicht zweifeln kann, daran kann man auch nicht glauben.“ So sagen inzwischen sogar manche Theologen.

Das Lehramt als Museumswärter

Unter den Gläubigen hingegen geraten die Skeptischen zunehmend in die Defensive. Das gegenwärtige Lehramt der Katholiken liebt sie nicht. Sie sind wie die Museumsbesucher, die gern an der obersten Schicht der Gemälde kratzen würden, um zu sehen, ob auch darunter noch ein Bild zum Vorschein kommt. Sie begnügen sich nicht mit dem Betrachten der Dogmen und tradierten Texte, sondern wollen hinter die Dinge blicken. Immerhin würde ein Dogma durch diese Art der Forschung nicht zerstört, sondern vertieft. Doch die Museumswärter akzeptieren nicht, dass auch ein Dogma nur die historisch datierbare Momentaufnahme in der Geschichte der menschlichen Suche nach Gott ist. Die Lehre von der Dogmenentwicklung sehen sie als ein neugieriges Kratzen an den Schichten der historischen Übermalungen. Da bleiben sie lieber bei der obersten Schicht, auch wenn Ruß und Patina den Anblick verfälschen. Nein – Restaurieren, Forschen und den Formeln auf den Grund zu gehen, ist nicht ihre Sache. Die gegenwärtige Hausordnung im Reli-

gionsmuseum vertreibt die Suchenden, die Bohrenden, die Neugierigen. Willkommen in der Dogmengalerie sind nur die Bewunderer, die Unkritischen, die Zweifellosen.

Zeitgemäße Kirchenleitung

In gewisser Weise ist hier die Kirchenleitung durchaus zeitgemäß. Denn sie sieht die Promenade des gedankenlosen, oder wenigstens gedankenarmen Zeitgenossen durch die museale Welt unserer Städte: Der hält nämlich alles für gleich gültig. In dieser dummen Gleichgültigkeit hat er nichts verstanden. Das museale Lebensgefühl, in dem ihm alles Wissen, alle Weisheit und alles Glauben dieser Welt zum Besichtigungsamusement zur Verfügung steht, hat ihn nicht klüger gemacht. (Er könnte auch daheim im Internet googeln. Doch dem, der nichts sucht, wird auch kein Fund bemerkenswert genug erscheinen.) Und hier öffnen die Hierarchen die Tore ihrer Kathedralen der allgemeinen Belieblichkeit. Und so strömt ein unversiegbarer Touristenstrom durchs Religionsmuseum – fotografierend, handyfonierend, smalltalkend, schmusend und den lieben Gott einen guten Mann sein lassend. Ein paar kräftig gebaute Ordner sorgen dann dafür, dass die Gläubigen zwischendurch auch einmal kurz beten dürfen. Für Zweifler ist kein Platz. Sie würden nur den Betrieb aufhalten. Sie würden nur die Gläubigen verwirren. Kritische Anfragen verweist man an die römische Kongregation für was auch immer. Sie wird ohnehin nein sagen.

■ Dem, der nichts sucht, wird auch kein Fund bemerkenswert genug erscheinen.



Rückkehr der Normalität